Empfang für alle

Kirchen könnten mit „godspots“ Vorreiter für freies WLAN werden



Mit WLAN ließen sich Bilder noch schneller verschicken und posten: Besucher fotografieren den Cranach-Altar in St. Marien zu Wittenberg. Fotos (2): epd

Die Zeiten, in denen elektronische Geräte in Kirchen verpönt waren, sind vorbei. Mit der Ankündigung, freies Internet in ihren Gebäuden anzubieten, sorgten Mitte Mai die Kirchen in Berlin und Brandenburg für Aufsehen. Der Entscheidung der Landeskirche könnten weitere folgen.

Kurz nach Pfingsten kündigte die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) an, Besuchern ihrer Kirchen kostenloses kabelloses Internet zur Verfügung zu stellen. Dafür sollen die rund 3000 Kirchen und kirchlichen Gebäude der Landeskirche mit WLAN-Hotspots ausgestattet werden. Der Service mit dem Namen „godspot“ soll zunächst in rund 220 Kirchen angeboten werden. Der kostenlose Internetzugang könnte beispielsweise Touristen bei ihren Besuchen der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche oder die Besucher des Evangelischen Kirchentages 2017 freuen, aber auch in der Jugendarbeit genutzt werden. Nutzer, die sich über „godspot“ einloggen, werden zunächst auf eine Startseite geleitet, die Informationen zum Gebäude und zur Gemeinde sowie zu den Themen Glaube und Leben enthält. Von dort aus können sie sich ohne Anmeldung oder Registrierung frei im Internet bewegen.

Nach der Ankündigung reagierten Vertreter anderer Landeskirchen unterschiedlich. Während sich Verantwortliche beispielsweise der Nordkirche oder der Evangelischen Kirche Anhalts aufgeschlossen für die Idee zeigten, äußerte sich der Sprecher des evangelischen Landeskirchenamtes Sachsen, Matthias Oelke, zurückhaltend: Es sei im Interesse aller Teilnehmer, bei Gottesdiensten, Konzerten und Andachten mobile Endgeräte auszuschalten. Schließlich ergriffen Pfarrer in Gottesdiensten das Wort und nicht ein imaginäres Gegenüber aus der virtuellen Welt, so Oelke.

„Ich bin überzeugt, dass es der Kirche gut zu Gesicht steht, sich mit den Themen Netzpolitik, Netzneutralität und freie Kommunikationsinfrastruktur auseinanderzusetzen“, sagte der IT-Leiter im Konsistorium der EKBO, Fabian Kraetschmer, gegenüber „Spiegel online“. Er betonte, Kirchen seien früher „auch Orte der Kommunikation, des vertraulichen Austausches, des Handeltreibens auf dem Kirchplatz“ gewesen. „Diese Bedeutung hat zuletzt abgenommen – mit der Einführung von ‚godspot‘ in und um Kirchen können wir unseren Häusern wieder mehr von dieser Bedeutung verleihen“, sagte er.

Allerdings würden einige Pastoren befürchten, dass durch den freien Internetzugang die Menschen abgelenkt werden und nicht mehr dem Gottesdienst folgen. „Wenn sich ein Besucher eines Gottesdienstes ablenken lässt, egal wovon, dann haben wir ein Predigtproblem und kein ‚godspot‘-Problem“, konterte IT-Fachmann Kraetschmer. Weil sich dies viele Gemeinden wünschten, soll das kostenlose WLAN jedoch manuell abgeschaltet werden können. *epd/gux*



2010 hing dieses Schild an einer Kirchentür in Sachsen. Heute überlegen viel Kirchen, Smartphone-Nutzern kostenloses Internet anzubieten.

Neue Heimat Online-Gemeinde

So leben Christen ihren Glauben im Internet

Schaukasten, Marktplatz, Gemeindebrief – all das bedeutet das Internet heute für Christen. Kirchen profitieren von der neuen Reichweite ihrer Öffentlichkeitsarbeit. Andere Gläubige finden eine Heimat in virtuellen Gemeinden.

Von Catharina Volkert

Das wichtigste Medium einer Gemeinde sind ihre Mitglieder. Sie erzählen weiter, was im Gottesdienst abgekündigt wird, was für Veranstaltungen es gibt, was diskutiert wird. Weil immer mehr Gläubige über das Internet und Soziale Netzwerke kommunizieren, bemühen sich auch die Kirchen zunehmend um Aufmerksamkeit im Netz – so wie die Kirchengemeinde im schleswig-holsteinischen Heide. Für Inke Raabe, Öffentlichkeitsbeauftragte im Kirchenkreis Dithmarschen, ist das Wirken der Gemeinde auf Facebook ein Experiment. „Wir streuen unsere Informationen so breit, wie es geht“, sagt sie.

Raabe stellt fest: Die Heider Facebook-Seite erreicht mit Hinweisen auf Kinder-Aktionen und neue Gottesdienstformate eine neue Zielgruppe. Diejenigen, die öfter das Profil der Gemeinde besuchen, stammen meist aus Dithmarschen und „nehmen mit Interesse wahr, was bei uns los ist, machen uns Mut mit ihren Likes“, so Raabe. Sie nennt die Interessierten die „Facebook-Gemeinde“.

So scheinen zwei Gruppen zur Gemeinde zu gehören: diejenigen, die Facebook besuchen – und diejenigen, die regelmäßig Sonntag in den Bänken sitzen. Letztere nutzen die Gemeindehomepage www.kirche-heide.de, um Informationen wie Gottesdienstpläne oder Adressen zu finden, die Website übernimmt die Funktion von Gemeindebrief oder Schaukasten. „Die Facebook-Seite hingegen ist wie ein Marktplatz“, sagt Raabe. Hier wird nicht nur gelesen, sondern auch geschrieben. Kommentarfunktionen lassen Rückfragen und Diskussionen zu.

Bibelsprüche und Gebete bei Twitter

„Wer ständig online ist, ist offline für Gott“, sagte der Barmberger Erzbischof Ludwig Schick in der Passionszeit 2016. Viele Christen sehen das wohl anders. Denn für sie hat Gott einen Platz im weltweiten Datennetz. 2014 widmete die Evangelische Kirche in Deutschland eine ganze Themensynode der „Kommunikation des Evangeliums in der digitalen Gesellschaft“. Das Internet erweitere die Chancen zur Vermittlung des Evangeliums und eröffne der Kirche „neue Räume zum Hören, Erzählen und Lernen“, hieß es in einer Erklärung, die dabei verabschiedet wurde.

Die Protestanten haben mit Heinrich Bedford-Strohm einen Internet-affinen Landesbischof als Ratsvorsitzenden. Dessen Facebook-Profil wird von vielen besucht. Er stellt Predigten, Reisenotizen, aber auch Statements zu kirchenpolitischen Entwicklungen online. Andere Nutzer schreiben direkt an Bedford-Strohm, sie reagieren und diskutieren. Der Landesbischof und mit ihm die Kirchen Deutschlands zeigen: Wir sind ansprechbar – und lassen uns auf Fragen oder Kritik ein.

Das Internet ist Schaukasten und Diskussionsforum für die Christen in Deutschland. Für einige ist es zugleich ein Ort ihrer gelebten Frömmigkeit. Sie twittern Gebete, teilen Bibelsprüche über Facebook oder trauern online um Verstorbene, indem sie ihre letzten Wünsche auf Gedenkseiten wie www.infrieden.de in der Unendlichkeit des Datennetzes hinterlassen. Die Virtualität gehört in den Alltag, sie ist ganz konkret.

Alltag in der Virtualität gibt es in der Funcity. Diese Plattform entstand 1996, um Werbung im Internet anders zu zeigen – eben als Teil einer Stadt. Die Farben sind grell, die Grafiken einfach.

In der Funcity gibt es eine Post, in der Online-Grüße verschickt werden, ein Museum, Rathaus, Café, Fußball-Stadion, eine Straßenbahn, Börse – alles, was eine Stadt hat. Auch Menschen leben hier: die angemeldeten „Benutzer“ der Funcity. Sie sind anonym und verbergen sich hinter Spitznamen. Ihre Fotos und Steckbriefe sind mit einem Klick auf die gemalten Türen in sogenannten Straßenzügen zu erkennen. Kommuniziert wird durch Nachrichten – für alle sichtbar.

Diese anonymen Bewohner forderten 1997 eine Kirche für ihre Spaßstadt – so entstand die St. Bonifatiuskirche. „Die Weihe der Internetkirche fand live im Radio statt, durchgeführt vom damaligen Seelsorger. Er sprach wohl ein Gebet, und dann ging der Chat auf und damit die Kirche los“, sagt Norbert Lübke. Der Diplom-Pädagoge kam aus der kirchlichen Jugendarbeit zur Funcity, heute ist er als Beauftragter für die Internetseelsorge des Bistums Hildesheim Koordinator der Funcity und Referent in der Akademie der Diözese Hildesheim.

„1998 geweiht vom Hildesheimer Weihbischof Hans-Georg Koitz“ steht über dem Bild des Internet-Gotteshauses. Links neben dem Kirchraum führt eine Tür ins Pfarrhaus, rechts in ein Kloster. Das gibt es seit 2008 – die Online-Kirche schreibt Kirchengeschichte. Jeder weitere Mausklick führt in das programmierte Angebot. „Fürbitten“ steht an der virtuellen Mauer. Dort wird gebetet. „Herr, schenke ihnen hilfsbereite Freunde und Verwandte, die ihnen tatkräftig helfen und Trost spenden, und gewähre ihnen unbürokratische Hilfe durch die Behörden. Amen“, hat dort jemand, für alle lesbar, Anfang Juni für die Hochwasseropfer in Süddeutschland geschrieben.

Beten, Kerzen anzünden, Lieder hören, Bilder betrachten – alles, was Kirchräume bieten, geschieht auch online. Es gibt eine wöchentliche Online-Gesprächsrunde, einmal im Monat wird ein klösterliches Abendgebet, die Komplet, angeboten. Rund 20 Personen nehmen durchschnittlich an den Veranstaltungen teil.



Die Kirche von Second Life: In dieser virtuellen Welt handeln, spielen, unterhalten sich Menschen – und sie können auch beten. Abbildung: epd

Frage nach Echtheit der Geistlichen

Was fehlt in der programmierten Online-Kirche, ist der Geruch von Wachs oder altem Holz. Kein User fühlt die Kühle des Gemäuers oder hört den Nachhall der eigenen Schritte. Doch es gibt Menschen, echte Menschen, die in der Online-Kirche arbeiten, aber auch außerhalb des Internets Seelsorger sind. Ordensschwestern, Pastoral- und Gemeindereferenten, Diakone, ein Pfarrer. Ihre Bilder sind zu sehen, sie schreiben Texte über sich, E-Mail Adressen laden zur Kontaktaufnahme ein.

18 Mitarbeiter hat die virtuelle St. Bonifatiuskirche, hinter dem Angebot stehen die Bistümer Hildesheim und Osnabrück. Das Internet fragt nicht nach Kirchenmitgliedschaft oder Herkunft. „Die Funcity-Kirche war von Anfang an ein katholisches Projekt mit evangelisch-ökumenischer Offenheit“, betont Norbert Lübke. Auch protestantische Mitarbeiter habe es früher gegeben.

„Seid ihr denn echt?“, hört das Team immer wieder, so auch Pfarrer Tobias Kotte. Er ist nicht nur in der Online-Kirche, sondern auch in einem Dorf 15 Kilometer entfernt von Osnabrück tätig. Dort begegnete ihm wieder unbekannten Menschen, erzählt Kotte. Die warteten dann im hinteren Bereich der Kirche und sprächen ihn am Schluss der Messe an. Die unbekannten Kirchenbesucher kennen Kotte aus der Funcity-Kirche – und möchten ihm nun persönlich begegnen.

Die Gläubigen der Funcity-Kirche seien „zwischen 20 und 40, weiblich, eher gebildet und aus Norddeutschland“, so Lübke. Einige kämen sogar aus Spanien, Brasilien und den USA. Lübke betont: „Die Angebote werden nach wie vor gut angenommen.“ Denn neben den Chats verschickt das Kirchenteam regelmäßig Gemeindebriefe oder geistliche Impulse. Im Verteiler dafür stünden rund 2500 Adressaten.

Gibt es nun eine Funcity-Kirchengemeinde? Lübke zögert. „Die Leute kennen sich, teils real, teils über ihren Spitznamen. Es gab sogar schon zwei Treffen, die haben die Kirchenchatter selbst organisiert.“ Da traf dann der Schweizer auf die Rostockerin. Und die Online-Gemeinde begegnete sich ohne Strom und WLAN.

Strom und WLAN scheint der neue Stoff zu sein, der Christen zusammenführt. Vielleicht ist es aber auch der Heilige Geist, der die Generationen in Deutschland – und damit die Kirchengemeinden – kräftig durchpustet.



Screenshot: Funcity

Die St.-Bonifatius-Kirche von www.funcity.de bietet Einkehr im Internet.

Das Problem der Präsenz

Online-Gottesdienste stoßen bei der Feier des Abendmahls an ihre Grenzen

Von Anne Kampf

„Das ist der Leib Christi“, sagt der Pfarrer auf dem Bildschirm. Er bricht ein Stück von einem Laib Brot ab und isst es – allein. Die Gemeinde ist per Laptop oder Smartphone zugeschaltet. Essen die anderen in ihren Wohnzimmern jetzt auch Brot? Dann kommt der Wein: „Nehmt den Kelch des Heils“, sagt der Pfarrer in die Kamera. Natürlich können jetzt alle zu Hause je für sich ein Stück Brot essen und einen Schluck Wein trinken. Doch feiern sie damit wirklich das Mahl des Herrn?

Abendmahlfeiern im Internet wurden vereinzelt schon ausprobiert, zum Beispiel in der „Stunde des Höchsten“ auf Bibel TV am 27. März 2016, wie oben beschrieben. Die Württembergische Landeskirche duldete das, doch die Evangelische Vereinigung „Offene Kirche“ protestierte. Worin besteht das Problem bei einem Online-Abendmahl?

Gemeinschaftsgefühl ohne Zusammensein

Unstrittig ist mittlerweile, dass im Internet Gottesdienst gefeiert werden kann, denn dabei handelt es sich nach evangelischem Verständnis um ein Kommunikationsgeschehen. Martin Luther sagte in seiner programmatischen Torgauer Kirchweihpredigt 1544, in der Kirche solle nichts anderes geschehen, „als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir umgekehrt mit ihm reden durch unser Gebet und Lobgesang“. Das Gottesdienstbuch der lutherischen und unierten Kirchen in Deutschland hält fest: „Der Gottesdienst wird unter Verantwortung und Beteiligung der ganzen Gemeinde gefeiert“, und nach dem Verständnis der reformierten Kirche ist die Gemeinde „erste Liturgin“ und „Gottesdienst ist Handeln der Gemeinde vor Gott“.

Für gemeinsames Reden und Handeln bieten sich die interaktiven Funktionen des Netzes geradezu an: Per Chat, E-Mail, Videokonferenz oder Soziale Medien können die Mitfeiernden ihre Gedanken und Gebete direkt einbringen. Predigtgespräche, Bibliologe und gemeinsame Fürbitten lassen sich online gut umsetzen – und zwar mit mehr Gemeindebeteiligung als in einem Gottesdienst in der Kirche. Die Erfahrungen zeigen, dass sich auch ohne körperliches Zusammensein ein Gemeinschaftsgefühl einstellt: Durch Wort und Antwort entsteht eine geistliche Verbindung zwischen den Beteiligten.

Doch ein Online-Abendmahl wie das in Württemberg können sich die meisten Online-Gottesdienst-Pioniere nicht vorstellen – aus zwei guten Gründen, die beide mit der Abwesenheit des Körpers zusammenhängen. Erstens: Das Abendmahl ist eine symbolische Handlung. Zu den Realsymbolen des Sakramentes gehören nicht nur Brot und Wein, sondern auch die versammelte Gemeinde selbst.



Das Abendmahl kann nicht per Internet zu Menschen kommen. Fotomontage: EZ

Der Praktische Theologe Karl-Heinrich Bieritz stellt heraus: „Es geht um die Essgemeinschaft als Heilsgemeinschaft, um den Vorgang des gemeinsamen Essens und Trinkens.“ Eine Essgemeinschaft kann sich nicht über Kabel und WLAN bilden. Zum Abendmahl müssen sich die Menschen körperlich versammeln, damit das Symbolgeschehen zustande kommt. Tun sie das zu mehreren in einem Wohnzimmer vor lautem Laptop, ist daran allerdings nichts auszusetzen.

Zweitens: Mit Brot und Wein soll jedem Einzelnen „für dich gegeben“ und „für dich vergossen“ zugesprochen werden. „Das Verbum visibile, also das nichtsprachliche Zeichen, hat sein Spezifikum gegenüber dem gesprochenen Wort darin, dass es jeweils dem Einzelnen in unverwechselbarer Weise gegeben wird und ihn in seiner Leiblichkeit unübersehbar einbezieht“, schreibt der Systematische Theologe Wilfried Härle. Schaut der Pfarrer in die Kamera, kann er die Menschen nicht sehen und noch nicht einmal wissen, ob überhaupt jemand mitfeiert. Daher kann von einem persönlichen Zuspruch keine Rede sein.

Gottesdienste im Internet sind also gut möglich und auch sinnvoll für Menschen, die im Internet zu Hause sind. Beim Abendmahl stoßen die interaktiven Möglichkeiten allerdings an Grenzen – jedenfalls solange Brot, Wein und menschliche Körper nicht durch Kabel fließen können.



Anne Kampf gehört zum Redaktionsteam des Online-Portals evangelisch.de beim Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP).

„Der Herr ist mein Provider“

Wer glaubt, lebt mit dem Virtuellen – auch ohne Internet

Virtualität bedeutet „der Möglichkeit nach gegeben“. Wer im Glauben lebt, der lebt mit dem Virtuellen – dem möglichen Wirken Gottes.

Von Christina Ernst

Theologie hat die Aufgabe, von Gott zu reden. Jede Gesellschaft und jede Zeit verwendet dazu eine eigene Sprache und legt eigene inhaltliche Schwerpunkte. Mit dem Internet und den neuen Medien hat sich unsere Gesellschaft seit den 1990er-Jahren stark gewandelt: Sie eröffnen uns neue Lebensmöglichkeiten, stellen uns vor neue Herausforderungen und Lebensfragen, verändern unser Selbst- und Weltverständnis – und auch unser Gottesbild.

Der Glaube basiert auf Virtualität

Die neuen Medien erschließen uns neue Dimensionen von Wirklichkeit, zusammengefasst in dem Begriff „Virtualität“. „Der Möglichkeit nach gegeben“, so lässt sich Virtualität übersetzen und beschreibt die Fähigkeit des Menschen, seine physische Umwelt immer neu zu interpretieren: Der Künstler sieht im Marmorblock die Skulptur, die er anfertigen kann, Wolken am Himmel werden zu Landschaften und Fantasietieren, in einem Brief fühlen wir uns einem anderen Menschen manchmal körperlich nah.

Auch der religiöse Glaube basiert auf Virtualität, denn er rechnet damit, dem Göttlichen im Alltag zu begegnen, im Gebet und in Ritualen in Beziehung treten zu können mit Gott. Im Glauben verstehen Christen die Welt als Schöpfung Gottes, spüren seinen Schutz in der Taufe ihrer Kinder, hoffen auf ein Leben nach dem Tod. Das Virtuelle und das Göttliche sind Dimensionen unserer Wirklichkeit, die nicht sichtbar sind, die aber unser Fühlen, Denken und Handeln entscheidend beeinflussen.

Die Beispiele zeigen: Das Virtuelle ist nicht erst mit dem Internet in unsere Welt gekommen. Aber durch das Internet und vor allem durch mobile Endgeräte gibt es neue Phänomene von Virtualität. Wir fühlen uns anders miteinander verbunden, weil wir unabhängig von Zeit und Raum mit Familie, Freunden und Kollegen kommunizieren können. Durch das „Internet in der Hosentasche“ haben wir sie immer mit dabei. „Vernetzt“ zu sein, heißt, ständig in Kontakt zu sein mit Menschen, die physisch nicht anwesend sind.

Im Glauben vernetzt sich Gott mit uns

Vor dem Hintergrund dieser Alltagserfahrung macht es Sinn zu sagen: „Ich bin mit Gott vernetzt, denn er ist für mich jederzeit ansprechbar.“ Oder: „Der Herr ist mein Provider, denn er versorgt mich mit allem, was ich zum Leben brauche.“ Bilder unserer Zeit, die sich in manchem mit traditionellen Bildern überschneiden – Gott als mein Hirte, mein Schirm und Schild, als Schatten über meiner rechten Hand.

Neue Bilder setzen aber auch immer eigene Akzente. Es ist die Aufgabe der Theologie, ihre Erschließungskraft für unser christliches Gottesverständnis zu formulieren, vor Gefahren und Verkürzungen zu warnen. Vernetzt zu sein, bedeutet, sich – auf spezifische Art und Weise – als Teil von Gemeinschaft, eingewoben in soziale Beziehungen zu verstehen. Theologisch eröffnen sich hier neue Möglichkeiten, den dritten Glaubensartikel starkzumachen: Gott als Heiliger Geist, der Gemeinschaft stiftet und eine Kirche schafft, in der Christen weltweit miteinander verbunden sind.

Glaube schafft Beziehung. Dabei funktionieren Glaubensbeziehungen anders als unsere Vernetzung via Instagram und Facebook. Denn dort müssen wir ständig Bilder einstellen und aktiv sein, um von anderen gesehen zu werden. Im Glauben vernetzt sich Gott mit uns. Wir empfangen, bevor wir Antworten senden, und werden von Gott gesehen, ohne uns selbst sichtbar machen zu müssen. So kann das Göttliche auf unsere heutigen Erfahrungen des Virtuellen bezogen und zugleich davon unterschieden werden.



Christina Ernst: Mein Gesicht zeig ich nicht auf Facebook. 2015, 384 Seiten, 62,- Euro. ISBN-978-3846901816



Dr. Christina Ernst ist Pastorin der Martin-Luther-Gemeinde in Twistringen. Foto: privat

„Lieber Unbekannter ...“

Über Seelsorge per E-Mail

Bei der E-Mail-Seelsorge ist die Anonymität noch größer als bei der Telefonseelsorge. Trotzdem kann die Begleitung intensiv sein, sagt ein ehrenamtlicher E-Mail-Seelsorger aus Greifswald.

Von Sybille Marx

Greifswald. Es gibt E-Mails, die Seelsorger Manfred Hille durch Mark und Bein gehen. Zum Beispiel die, als ihm jemand nur vier Sätze schrieb, vier Sätze mit der einen Botschaft: Ich trinke mich zu Tode. Hille antwortete damals schnell und engagiert. Doch wie er später auf dem Portal der Ökumenischen Telefonseelsorge sah, holte der Ratsuchende diese E-Mail nie ab. Das gehört zu den Besonderheiten der E-Mail-Seelsorge: dass Hille die Wirkung seiner Worte nicht direkt miterlebt. Dass seine Worte möglicherweise nie ankommen. „Aber vielleicht war schon das Schreiben der einen Mail an sich heilsam oder hilfreich“, hofft er dann.

Anonymität wird beim E-Mailangebot der Ökumenischen Telefonseelsorge großgeschrieben. Die Absenderadresse des Ratsuchenden bleibt für den Seelsorger unsichtbar, umgekehrt erfährt der Ratsuchende nicht, wer sein Seelsorger ist – auch Manfred Hille heißt in Wirklichkeit anders. Vor rund 20 Jahren hat die Ökumenische Telefonseelsorge, getragen von der evangelischen und der katholischen Kirche in Deutschland, dieses Angebot gestartet. Mehr als 6000 Menschen nutzen es inzwischen jedes Jahr, vor allem jüngere. Und längst gibt es weitere Seelsorge-Portale im Internet.

In 99,2 Prozent der Fälle kommt nach der ersten E-Mail wirklich ein Seelsorge- oder Beratungsgespräch in Gang. Oft berührend, spannend und intensiv, wie Hille sagt. Natürlich: Nie kann der ehrenamtliche Seelsorger wissen, wer ihm da Nachrichten tippt. Vielleicht ist die „junge Frau“ in Wirklichkeit ein Mann Mitte 50. „Am Telefon würde ich so was hören“, sagt Hille. Er würde auch hören, ob der oder die Hilfesuchende gerade weint, aufgebracht ist oder alkoholisiert. „Aber auch die Sprache verrät ja einiges“, sagt er. „Ich habe gelernt, auf Wortwahl, Rhythmus, Interpunktion zu achten und zwischen den Zeilen zu lesen.“



Mehrmals pro Woche sitzt Manfred Hille am Rechner, um Ratsuchenden zu mailen. Foto: Sybille Marx

Was Hille dort findet, macht er oft zum Thema. Wie neulich bei einer Frau, die sich nach einem Schwangerschaftsabbruch an ihn wendete. „Ihre Zeilen klingen so einsam“, schrieb er ihr. „Gibt es niemanden in Ihrem Umfeld, der Ihnen nahe ist, Sie sehen kann, der Sie tröstet und stützen kann in dieser Zeit?“ Auch Liebeskummer, Stress in der Familie, Trauer, Sucht, Essstörungen und Todessehnsucht sind Themen in den E-Mails, die er bekommt. Anders als bei der Telefonseelsorge, bei der ein Ratsuchender mit jedem Anruf neu vermittelt wird, landen die E-Mails von Hilles Klienten immer bei ihm. „So kann die Seelsorge begleitenden Charakter haben“, sagt er. Wie damals bei dieser jungen Frau, die sich das Leben nehmen wollte: „Wir haben fast ein halbes Jahr lang gemailt.“

Dass ein E-Mail-Seelsorger Zeit hat, über seine Sätze nachzudenken oder auch mal etwas nachzulesen, empfindet Hille als großen Vorteil. Vor 17 Jahren hat er eine Ausbildung bei der Ökumenischen Telefonseelsorge gemacht, sich über Monate hinweg mit Lebensthemen auseinandergesetzt, Gesprächsmethoden gelernt und reflektiert, was andere bei ihm auslösen. „Als E-Mail-Seelsorger kann ich zusätzlich die Ressourcen des Internets nutzen“, sagt er. Etwa die Adressen von Selbsthilfegruppen verschicken, unbekannte Begriffe googeln oder Liedtexte von Bands in eine Antwortmail kopieren.

Nur eins vermisst er manchmal: dass er mit den Ratsuchenden nicht schweigen kann. Einfach da sein und schweigen. „Wie soll man das in einer Mail ausdrücken?“ **www.telefonSeelsorge.de**